

## Der *Pronuntiatius Restitutus* ist teilweise falsch

### Eine Entgegnung auf Jürgen Blänsdorfs Verteidigungsversuch<sup>1</sup>

Zu den von mir in dieser Zeitschrift<sup>2</sup> auf Bitte von ANDREAS FRITSCH vorgestellten knappen Zusammenfassungen anderweitig ausführlich erörterter Thesen zur Aussprache des klassischen Lateins hat JÜRGEN BLÄNSDORF (Blä.) eine Entgegnung verfasst,<sup>3</sup> zu der ich nachfolgend Stellung nehme.

Zu l.) Von „zwei Irrtümern“,<sup>4</sup> die Blä. mir unter l. a) und b) seiner Ausführungen unterstellt, kann keine Rede sein. Vielmehr enthält seine Replik eine Reihe von Irrtümern. Keineswegs habe ich die mir von ihm unterstellte Behauptung aufgestellt, die lateinischen graphischen Diphthonge <ai> / <ae> und <oi> / <oe> seien „von Anfang an monophthongiert als offenes [e:] und [u:] ausgesprochen worden.“<sup>5</sup> Diese Behauptung verkürzt und verfälscht meine Ausführungen in unzulässiger Weise.<sup>6</sup> Blä. unterstellt, ich wäre von einem Sprachkontakt zwischen ‚Äolern‘ (etwa auf Lesbos) und Lateinsprechern im 5. Jh. v. Chr. und böotischstämmiger Griechen in der Magna Graecia mit den Römern ausgegangen. Ich habe keine Sprachkontaktfragen behandelt, sondern hinsichtlich einer *Diskurstradition des Schreibens* ausgeführt, dass für das lateinische Alphabet nicht etwa ostgriechische Alphabete, sondern das im achten vorchristlichen Jahrhundert von Siedlern aus Chalkis von Euböa nach Italien gebrachte westgriechische Alphabet prägend war, das eben damals in der Diskurstradition der westgriechischen Alphabete stand, wie sie in Lakonien, Böotien, Phokis, Thessalien und Arkadien sowie auf Euböa und den nicht-ionischen griechischen Pflanzstädten der Magna Graecia in Gebrauch waren.<sup>7</sup> Es geht somit nicht um die jeweilige Sprache (Lakoniens, Euböas, Thessaliens usw.), sondern um die Frage, welche Korrelation zwischen Laut und Schrift in der eng zusammenhängenden Gruppe der westgriechischen Alphabete bestand, und auch nicht darum, in Italien Spuren des Böotischen zu suchen,<sup>8</sup> sondern darum, dass die Römer in einer westgriechischen Diskurstradition des Schreibens

standen, die sich parallel zu den griechischen Orthographietraditionen über Jahrhunderte entwickelte und auch neue Schreibungen zur Anwendung brachte.

Es ist ein methodischer Fehler nicht nur der älteren Gräzistik, aus einem orthographischen Wandel sogleich auf einen in etwa gleichzeitigen Lautwandel zu schließen. Vollzieht sich in einem Kulturraum, in dem auch mehrere Sprachen gesprochen werden können, ein Wandel in der Diskurstradition des Schreibens, so können allmählich – gegebenenfalls zeitlich versetzt – Schreibungen verändert werden, ohne dass diesem Phänomen ein Wandel der Aussprache zugrunde gelegen haben muss.<sup>9</sup> Ein Wandel der Graphie von <ai> zu <ae> im Griechischen und Lateinischen belegt zunächst nur einen orthographischen Wandel, dem keine Änderung der Aussprache entsprochen haben muss.

Scheinbar diphthongische Schreibungen für seit ältester Zeit monophthongische Aussprachen sind im Griechischen uralt. Der Name des griechischen Buchstabens π, πει in älterer Orthographie vermutlich noch ΠΕ, entspricht semitischem pē,<sup>10</sup> die Schreibung ει scheint seit ältester Zeit fast immer für einen Monophthong gebraucht worden zu sein. Zur Bezeichnung unterschiedlicher Öffnungsgrade monophthongischer Vokale und phonologisch relevanter Vokallängen boten sich diphthongische Schreibungen geradezu an. Es ist ein wissenschaftlicher Mythos, dass bei der Übernahme der phönizischen Buchstaben zunächst jeder Laut in allen Stellungen immer ‚seinen‘ eigenen Lautwert bezeichnet habe. Es handelte sich ja eben nicht um die Erfindung einer neuen, phonetischen Schrift, sondern um die Übernahme und Adaptation des jahrhundertalten Schriftsystems des semitischen Phönizischen zur Verschriftlichung der damaligen Varietäten des indogermanischen Griechischen.<sup>11</sup>

Blä. führt aus: „Durch Kyme / Cumae wurde das ionische Alphabet von Euboia noch vor 700

nach Italien vermittelt.<sup>12</sup> Sein Beleg ist GERHARD MEISERS *Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache*.<sup>13</sup> Meiser schreibt dort indes korrekt: „Das Alphabet der euböischen Kolonisten gehört zur Gruppe der westgriechischen oder nach Kirchhoffs Einteilung ‚roten‘ Alphabete [...]“.<sup>14</sup> Dass in den im o s t griechischen (ionischen) Alphabet verfassten attischen Inschriften in klassischer und hellenistischer Zeit Wechsel zwischen <ai> und <e> nicht allzu häufig belegt sind, besagt nichts über die w e s t griechische Schreibtradition.

Blä.s folgende Ausführungen zu den Zeugnissen der lateinischen Grammatiker beweisen keineswegs eine diphthongische Aussprache von <ae> und <oe> im klassischen Latein. Bereits im Griechischen galt es bei graphischen Diphthongen, drei Fälle der Aussprache des damit gemeinten Lautes zu unterscheiden, nämlich die ἐπικράτεια, die διέξοδος und die κῶσις.<sup>15</sup> Die zitierte Stelle von TERENCE SCAURUS interpretiert Blä. so, als ob damit gemeint sei, dass <ae> durchaus diphthongisch zu sprechen sei, aber „das <e> als Schlussbuchstabe des Diphthongs den stärksten Klang gehabt habe“.<sup>16</sup> Diese Interpretation lässt sich aus dem lateinischen Text nicht zweifelsfrei ableiten. Ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass Scaurus die Schreibung von < pictai uestis > und < aulai medio > für < pictae > und < aulae > als Metaplasmen<sup>17</sup> bezeichnet.<sup>18</sup> Vorliegend ist von den vierzehn Arten des Metaplasmus eindeutig die Dihärese gemeint,<sup>19</sup> da Scaurus den hier vorliegenden Metaplasmus ja genau als „ eius modi syllabarum diductio ut pictai uestis et aulai medio pro pictae et aulae “ spezifiziert.<sup>20</sup> Bezeugt wird somit eine dihäretische und folglich undiphthongische, da ja zweisilbige Aussprache der Wörter < pictai > und < aulai > in den jeweiligen VERGIL-Versen. Als Reminiszenz an ENNIUS haben wenige lateinische Dichter, darunter eben auch Vergil mit < pictai > und < aulai >, derartige Dihäresen in ihren Werken verwandt, die als mit dichterischer Lizenz gebrauchte Metaplasmen eben gerade nicht als Zeugnis der normalen Hochsprache gelten können, sondern vielmehr bewusst von dieser abweichen. Den folgenden Satz des Scaurus, „ Sed magis in illis e nouissima

sonat, et propterea antiqui quoque Graecorum hanc syllabam per ae scripsisse traduntur “, mag man entweder auf die beiden zitierten Metaplasmen oder auf die normale Aussprache des Lautes, für den die Schreibung <ae> stand, beziehen; im ersten Fall müsste man dann folgern, dass bei einer dihäretischen – und wohlgermerkt nicht sprachnormalen, sondern dichterisch gekünstelten – Aussprache des <ae> in < pictai > und < aulai > eben kein Diphthong [ai], sondern vielmehr zwei mit Dihärese gesprochene Vokale gehört worden seien, deren letzterer eher wie ein e klang; im zweiten Falle wäre die Stelle wohl eher als Hinweis auf eine offene, monophthongische Aussprache des <ae> zu interpretieren.

Auf die vielzitierte Stelle aus *De syllabis* 423-425 des TERENCE MAURUS zur Aussprache von <ae>, aus der sich, so Jan-Wilhelm Beck, „der einzige direkte Hinweis auf die strittige Aussprache der lateinischen Diphthonge AE und OE gewinnen lässt“;<sup>21</sup> bin ich ausführlich eingegangen,<sup>22</sup> was Blä. in seiner Anmerkung l l mit wenigen Worten auf nur eines meiner Argumente verkürzt, dass nämlich die Normalaussprache des griechischen ai zur Zeit des Terentianus Maurus längst monophthongisch war, so dass dessen Gleichsetzung mit lateinischem <ae> eben kein Beleg für eine damalige diphthongische, sondern nur für eine monophthongische Aussprache sein kann. Ich habe aber auch darauf hingewiesen, dass Terentianus Maurus bei der Behandlung des graphischen Diphthongs <eu> auch die Schreibung <aeu> in < Aristaeus > behandelt und hervorhebt, dass sich das <ae> nicht mit dem folgenden <u> in Form eines Diphthongs zu einer Silbe verbindet. Somit muss die Schreibung <ae> für ihn einen monophthongischen e-Laut dargestellt haben.<sup>23</sup> Gleichfalls habe ich angemerkt, dass Terentianus Maurus an anderer Stelle über die Diphthonge schreibt, „ uel gemellis cum iugamus syllabam uocalibus, misceant sonum necesse est, iure distent temporum “.<sup>24</sup> Unter „ misceant sonum necesse est “ mag man die ἐπικράτεια der Langdiphthonge oder die κῶσις bei au, eu und ou verstehen – ich glaube, dass hier die Krasis gemeint sein dürfte –, eine διέξοδος, die alleine tatsächlich diphthongischer Aussprache entspräche, kommt bei dieser Formulierung jedenfalls wohl nicht in

Frage. Schließlich habe ich auch dazu ausgeführt, dass Terentianus Maurus keinen Unterschied zwischen graphischen Diphthongen wie <ei>, die für ihn zweifelsfrei Monophthonge waren, und den Schreibungen <ae> und <oe> macht.<sup>25</sup>

Auf meinen Kommentar zu PRISCIAN'S Behandlung der Diphthonge <ae> und <oe><sup>26</sup> geht Blä. inhaltlich nicht ein. Die von ihm angeführte Priscian-Stelle besagt nur, dass jeder der beiden Buchstaben eines Diphthongs bei alleinigem Vorkommen für einen eigenen Laut steht und dass die von den Dichtern bisweilen gebrauchte dihäretische Aussprache eben nicht der Normalaussprache des Lateinischen entsprach. Priscian diskutiert ja eben die unterschiedlichen Aussprachen, für welche die lateinische Schreibung <ae> stehen konnte, und vergleicht u. a. die äolische Schreibung *ai* für *a* etwa in *φαῖσιν* anstelle von *ῥᾶσιν* oder bei der Endung des Akkusativs Plural der *a*-Deklination auf graphisches *-αις* statt auf übliches *-ας*, mit der eindeutig ein Monophthong gemeint ist, mit dem lateinischen Gebrauch des <ae>.<sup>27</sup>

Auch zu der Stelle des ‚MARIUS VICTORINUS‘ (vermutlich größtenteils APHTHONIUS), die Blä. anführt,<sup>28</sup> habe ich ausgeführt,<sup>29</sup> worauf Blä. jedoch nicht eingeht. Blä.'s Ausführungen, dass „die Beibehaltung der Schreibung <ae> einen phonetischen Grund gehabt haben muss“<sup>30</sup> (und zwar im Gegensatz zu dem Übergang von den Schreibungen <-ois>/<-ais> zu <is> im Dativ und Ablativ Plural der *o*- und *a*-Deklination), sind kein sprachwissenschaftliches Argument, sondern eine subjektive Meinung.

Wer mit sprachwissenschaftlich geschultem Blick die nach Meinung Blä.'s „schwer widerlegbaren literarische[n] und inschriftliche[n] Belege“<sup>31</sup> mustert, denen zufolge die lateinische Schreibung <ae> „zweivokalig“ ausgesprochen worden sei, mag sich wundern, wie wenig diese vermeintlichen Belege bei näherer Betrachtung hergeben. Blä.'s erster Irrtum besteht darin, dass er offenbar meint, die Verschriftlichung des Lateinischen beruhe auf einer genauen phonetischen Wiedergabe der Sprachlaute durch die Schrift. Tatsächlich war aber das lateinische Alphabet von Anfang an überwiegend phonologisch konzipiert und gab noch im 1. Jahrhundert nach Christus

dem Zeugnis des QUINTILIAN zufolge die tatsächliche Aussprache des Lateinischen nicht in allen Punkten wider.<sup>32</sup> Spekulativ wird es bei folgender Vermutung Blä.'s: „Die Genauigkeit, die seit dem 7. Jahrhundert bei der Verschriftlichung der lateinischen Sprache angewandt wurde, wird schon aus der Selbstständigkeit deutlich, mit der Rom das aus Cumae entlehnte Alphabet immer genauer der lateinischen Sprache anpasste. So muss es auch mit der Wiedergabe der Vokale gewesen sein: anfangs hörte man noch einen Diphthong [ai], der dann zu [ae] abgeschwächt und entsprechend geschrieben wurde.“<sup>33</sup> Wie Blä. eine Genauigkeit der Verschriftung der lateinischen Sprache etwa im 7. und 6. vorchristlichen Jahrhundert ohne eine genaue Kenntnis der damaligen Sprache und zahlreiche entsprechende Belege aus jener Zeit belegen will, kann ich nicht nachvollziehen. Zwischen dem Sprachstand und der Schrift der *Lapis Niger*-Stele aus vermutlich dem 6. Jahrhundert und der lateinischen Sprache und Schrift etwa des 1. Jahrhunderts lagen Jahrhunderte der Sprach- und Schriftentwicklung, die in der Anfangszeit kaum dokumentiert sind. Hier eine Genauigkeit der Verschriftlichung bereits seit ältester Zeit zu unterstellen und darauf die zitierte Vermutung hinsichtlich der Vokale und Diphthonge zu stützen, ist wohl mehr als gewagt. Dass Quintilian nur darüber spekulieren konnte, dass man vielleicht vor Jahrhunderten auch so gesprochen haben könnte, wie man schrieb, ist alles andere als ein Beleg dafür, dass einem graphischen <ai> auch ein [ai] entsprochen hätte. Quintilian selbst konnte unter Kaiser CLAUDIUS und nach dessen Regierungszeit mehrfach erleben, wie sich die Orthographie des Lateinischen änderte, ohne dass davon die tatsächliche Aussprache betroffen war oder ein Lautwandel erfolgt wäre.

Dass eine dihäretische Aussprache nach der Schrift als Metaplasmus und damit in normaler Sprache als falsch galt, ward bereits ausgeführt. Wenn in lateinischer Dichtung, was eben seit ENNIUS in seltenen Fällen vorkommt, <ai> zweisilbig gemessen wird, so kann es in dieser gekünstelten Sprache jedenfalls, wie ausgeführt, kein Diphthong gewesen sein, da ein Diphthong niemals zweisilbig sein kann, sondern definiti-

ongemäß immer auf eine Silbe beschränkt bleibt. Zu den von Blä. angeführten Stellen des LUCILIUS und des VARRO sei wiederholt, was ich dazu in dem von Blä. kritisierten Aufsatz ausführe: „Für eine ‚Spaltung‘ des Lateinischen um 200 v. Chr. in eine Hochsprache und eine Volkssprache gibt es gleichfalls keine sicheren Belege; die von HELMUT RIX (s. Anm. 55) 12-13 aus Lucilius und vor allem Varro angeführten Gegenüberstellungen unterschiedlicher Schreibungen <ae> vs. <e> können genauso gut als Unterschiede im Öffnungsgrad eines durchgehend monophthongischen e-Lautes interpretiert werden und beweisen für sich genommen keine diphthongische Aussprache dieser Schreibung im urbanen Bereich, sondern lediglich eine qualitativ andere Realisierung des zugrundeliegenden Lautes in der Stadt als auf dem Land. Auch für die immer wieder zu lesende Behauptung, eine römische Oberschicht hätte hinsichtlich der graphischen Diphthonge <ae> und <oe> über Jahrhunderte eine andere Aussprache als der Großteil der Lateinsprecher gepflegt, gibt es weder Belege noch dergestalt auslegbare Hinweise.“<sup>34</sup> Die von Blä. angeführte CICERO-Stelle (*de or.* 3, 46) hat methodisch nichts mit der Frage der historischen Aussprache von <ae> und <oe> zu tun; sie wäre natürlich auch vor dem Hintergrund zu lesen, dass uns noch Quintilian bezeugt, wie im Lateinischen aus den älteren Schreibungen <e> in Wörtern wie <Menerva>, <leber> oder <magester> oder in der Endung von <Dioue uictore> in der jüngeren Orthographie der Hochsprache ein <i> werden konnte.<sup>35</sup>

Dass das Lateinische nicht nur diachrone, sondern auch diatopische und diastratische Varietäten aufwies, ist unstrittig. Blä.'s Ausführungen zu <au> stehen nicht in Widerspruch zu meiner Feststellung „Allein der graphische Diphthong <au> konnte neben einer monophthongischen Aussprache als [o:] wohl auch zur graphischen Wiedergabe einer tatsächlich diphthongischen Aussprache gebraucht werden.“<sup>36</sup> Ich ergänze, dass die Möglichkeit einer diphthongischen Aussprache auf Teilen des Reichsgebiets im Lateinischen lange und teilweise auch im späteren Romanischen (etwa im Galicisch-Portugiesischen) erhalten blieb, während keine einzige romanische Sprache auch nur einen Rückschluss

auf eine ehemals diphthongische Aussprache der alten lateinischen Schreibungen <ae> und <oe> erlaubt.

Blä. irrt, wenn er aus der Auslassung des auslautenden *-m* in einer stadtrömischen Inschrift des 1. Jahrhunderts v. Chr. auf eine ‚vulgärsprachliche‘ Form schließen will;<sup>37</sup> wie will er denn diesbezüglich die älteren Inschriften, die vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. entstanden, beurteilen? Richtig ist vielmehr, dass es seit etwa dem Ende des dritten römisch-makedonischen Krieges eine deutliche Tendenz gab, in offiziellen Inschriften das auslautende, vermutlich nasalierte *-m* wieder zu schreiben; die angeführte Inschrift des ersten Jahrhunderts vor Christus steht mit ihrer Auslassung des *-n* dagegen durchaus in einer Reihe mit vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts verfassten offiziellen Inschriften, die es gleichfalls ausließen. Ein Urteil über die Orthographie dieser Inschrift ist möglich, aber man sollte nicht vorschnell aus der Schreibung auf eine vermeintlich diastratisch von der Sprache der Oberschicht unterschiedliche volkssprachliche Aussprache schließen, da wohl nicht nachweisbar wäre, dass die Oberschicht bezüglich des auslautenden *-m* eine andere Aussprache als der Rest der lateinischen Sprachgemeinschaft gepflegt hätte.

Blä. nimmt einige der von mir angeführten altlateinischen Schreibungen von <ei> für [i:] wie <quei> und <tibei> auf und schließt vorschnell von der Schreibung auf eine mutmaßliche diphthongische Aussprache zur Zeit ihrer Entstehung. Das ist alles andere als plausibel, weil in der dominanten Schriftkultur Griechenlands und Italiens die Schreibung <ei>, die ursprünglich einmal ein langes [e:] bezeichnet haben mochte, eben seit langem für ein langes [i:] stand, so dass es völlig unplausibel wäre, für lateinisches <ei> einen anderen Lautwert als für griechisches εἰ anzusetzen, wie es Blä. hier vorschlägt. Die Beibehaltung orthographischer Gewohnheiten auch in Inschriften, die er als „vulgärlateinisch“ einstuft – ich halte diesen Begriff für schlecht gewählt und habe an anderer Stelle ausgeführt, weswegen ich die romanistische Konstruktion eines hypothetischen „Vulgärlateins“ für verfehlt halte<sup>38</sup> –, kann man beim besten Willen nicht

als eindeutigen Beleg für eine diphthongische Aussprache, sondern zunächst nur als eine (teilweise aufgrund des niedrigen Bildungsgrades der Schreiber) inkonsequente Orthographie werten. Die häufigen ‚Verwechslungen‘ zwischen <ae> und <e> seit Anbeginn der Kaiserzeit lassen sich besser (und einfacher) mit unterschiedlichen Öffnungsgraden zweier e-Laute als mit einem hypothetischen Unterschied zwischen einer diphthongischen und einer monophthongischen Aussprache erklären. Auf <oe> geht Blä. übrigens – vermutlich aufgrund des evidenten Mangels an Argumenten für die von ihm als richtig unterstellte diphthongische Aussprache des <oe> im *Pronuntiatius restitutus* – kaum ein, ihm scheint es vor allem um die ‚Rettung‘ der Aussprache des <ae> als [ai] zu gehen.

Blä. bringt seine Ausführungen vornehmlich zu <ae> wie folgt auf den Punkt: „Sofern man also nicht diatopischen und diastratischen Varietäten folgen will, sondern der Hochsprache des Kerngebiets, also Rom und Latium, sollte man bei der Aussprache der literarischen Texte weiterhin getrost den Regeln des *Pronuntiatius restitutus* folgen und weiterhin von [Caesar] und nicht von [Cesar] sprechen.“<sup>39</sup> Die Existenz diatopischer und diastratischer Varianten im antiken Latein ist, wie angemerkt, unstrittig; einen schlüssigen Nachweis, dass die Graphien <ae> und <oe> in Rom und Latium jemals für eine diphthongische Aussprache gestanden haben könnten, erbringt Blä. jedoch nicht. Der monophthongische Lautwert, der den von Blä. zitierten diphthongischen Schreibungen im zum klassischen Latein zeitgenössischen Griechisch zugewiesen ward, dürfte dagegen unstrittig sein und spricht gegen Blä.’s These, dass aus diphthongischen Schreibungen auch auf diphthongische Aussprachen zum Zeitpunkt ihrer Niederschrift geschlossen werden dürfe. So einfach ist es eben nicht.

Blä. kommt auch auf von mir hervorgehobene Beispiele für Unterschiede zwischen Schrift und tatsächlicher Aussprache zu sprechen: „Auch andere Thesen Sch.s sind nicht korrekt: [h] werde zwischen [e] eingeschoben, um einen Langvokal in *vehemens* < *vemens* anzudeuten. Aber wie das Pf. *vexi*, *vectus* und die gesamte Sprachverwandtschaft zeigen, ist das *h* etymologisch.“<sup>40</sup>

Erneut unterstellt Blä. mir hier etwas, was ich so nicht behauptet habe. In meinem Text heißt es: „Besonders im Umbrischen, aber auch im Lateinischen konnte man ein (bisweilen etymologisches, bisweilen etymologisch auch nicht motiviertes) *h* zwischen die beiden Vokale setzen, um so den Langvokal anzugeben, also beispielsweise *-ehe-* für *-ē-*. Im Lateinischen begegnet dies beispielsweise in Schreibungen wie *uehemēns* / *uehementer*, die für *uēmēns* / *uēmenter* stehen.“<sup>41</sup> Zur Normalaussprache von *uehemēns* als *uēmēns* – und um nichts anderes geht es hier, aus der Etymologie folgt ja nicht die jahrhundertlange Beibehaltung einer mutmaßlichen älteren Aussprache – mag Blä. die diesbezüglichen Ausführungen der Orthographen Terentius Scaurus und VELIUS LONGUS nachlesen.<sup>42</sup> Es kommt in diesem Zusammenhang eben nicht auf die Etymologie an – die von Scaurus angeführte Etymologie ist nach heutigem Kenntnisstand übrigens nicht richtig –, sondern darauf, dass als damaliger Standard mindestens ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. eben die Schreibung ohne <h> von maßgeblichen Orthographen vorgegeben ward. Bereits CORSEN erinnert für die ältere Zeit an die umbrische Orthographie, einen Langvokal durch Verdoppelung des Vokalzeichens mit dazwischengesetztem *h* zu schreiben; er hält es für wahrscheinlich, dass die Umbrer diese Gewohnheit von den Sabelern oder den Samniten übernommen haben könnten.<sup>43</sup>

Den antiken Zeugnissen zufolge ward anders, als von Blä. angedeutet, ein [m] vor einem stimmlosen Verschlusslaut regelmäßig als [n] gesprochen, und darüber, dass das auslautende *-m* entweder ganz verstummt war oder als lediglich schwach zu hörender Nasal artikuliert ward, dürfte wohl auch kein wesentlicher Dissens bestehen. Es geht somit nur um die Frage, ob das <numquam> geschriebene Wort eher *nunca* oder *nunqua* gesprochen ward. Darüber mag man streiten. Sowohl die antiken Quellen als auch die meisten romanischen Sprachen lassen es als wahrscheinlich erscheinen, dass <qu> vor der Ausdifferenzierung des spätantiken Lateins und der späteren Herausbildung der romanischen Sprachen bereits in der frühen Kaiserzeit als einfaches [k] gesprochen ward, das in der Spätan-

tike vor hellen Vokalen dann meist palatalisiert ward. Französisches *car* aus lateinischem *quārē* ist eines von vielen Beispielen. Die im Mittelalter entstandene italienische Kunstsprache, die erst seit Ende des 19. Jahrhunderts<sup>44</sup> und insbesondere unter dem Faschismus als Mehrheitssprache Italiens durchgesetzt ward, hat bei weitem nicht die Bezeugungstiefe wie die tatsächlich direkt auf das antike Latein zurückgehenden anderen romanischen Sprachen oder die italienischen *dialetti*.

Ad 2.) Bezüglich des musikalischen Tonhöhenmorenakzents des Lateinischen stimmt Blä. meinen Thesen großenteils zu. Unrichtig ist jedoch seine Behauptung, dass die antiken Grammatiker lehrten, dass ein Zirkumflex auf einer Paenultima zu einem Akut werde, wenn die letzte Silbe *lang* sei;<sup>45</sup> richtig ist vielmehr, dass dann, wenn die letzte Silbe *naturlang* ist, der Akzent auf die vom Wortende her gerechnet drittletzte Vokalmore zurücktritt, so dass dann auch auf einer naturlangen Paenultima nur ein Akut stehen kann. Falsch ist auch die von Blä. wie folgt wiedergegebene Regel MANU LEUMANNIS: „Bei Morenrechnung lautet die Regelung: der Akzent steht auf der ersten der zwei Moren vor der Schlussilbe: *ánimus*, *amícus* (in Morenschreibweise *amícus*), *régíus*“.<sup>46</sup> In der ihm eigenen apodiktischen Weise bezeichnet Blä. meine Kritik an dieser Regel als „barsch“.<sup>47</sup> Nun erfasst diese Regel aber eben nicht alle Fälle und lieferte daher bei ihrer strikten Anwendung falsche Ergebnisse. Nach Leumann wäre der Ablativ Singular von *lūstrum* auf der ersten der zwei Moren vor der Schlussilbe zu betonen, in Morenschreibweise somit als *\*lúústroo*; nach dem einhelligen Zeugnis der antiken Grammatiker muss in solchen Fällen, die ja allein aufgrund der Kasusendungen bei Wörtern mit naturlanger Paenultima überaus häufig sind, tatsächlich die zweite der zwei Moren vor der Schlussilbe betont werden: *luústroo*. Das ist keine Kleinigkeit, sondern betrifft Tausende von Fällen!

Sodann argumentiert Blä. auf einer ganz anderen Ebene, indem er die wissenschaftliche Beschreibung des lateinischen Akzents und die Sprachpraxis des modernen Lateinunterrichts<sup>48</sup> vermischt. Wenn die Quellen nun einmal eindeutig besagen, dass bei langvokalischer Ultima eine naturlange Paenultima nur auf ihrer zweiten

Vokalmore betont werden und folglich nur den Akut tragen kann, wäre es unzulässig, in der wissenschaftlichen Beschreibung des Lateinischen einen Zirkumflex oder sogar einen Silbenakzent statt eines Tonhöhenmorenakzents für die vorletzte Silbe solcher Wörter zu postulieren.

Blä. unterstellt mir irrigerweise, dass ich nicht weniger als 30 Regeln für die lateinische Betonung aufgestellt hätte, um sodann zu behaupten: „Nach einem solchen Regelwerk kann keine Sprache funktionieren.“<sup>49</sup> Er vermeint, dass es in ‚meinem‘ System nur genau einer Regel bedürfe: „die Pänultima kann nur dann einen Circumflex tragen, wenn die letzte Silbe kurz ist.“<sup>50</sup> Seine beiden Behauptungen sind falsch. Zunächst einmal habe ich die Regeln der antiken Grammatiker nicht in dreißig Regeln definiert, sondern in sechs Punkten zusammengefasst.<sup>51</sup> Sodann wäre die von Blä. gegebene Regel unvollständig. Schließlich kam es mir darauf an, anhand von belegten Akzentuierungen die tatsächliche Akzentuierung bei unterschiedlicher vokalischer Quantitätenstruktur der jeweils relevanten ein bis drei letzten Silben zu veranschaulichen. Dazu habe ich in der Tat dreißig kombinatorische Möglichkeiten – insbesondere für bei den antiken Grammatikern belegte Ausnahmen von den allgemeinen Akzentregeln – unterschieden und deutlich darauf verwiesen, dass ich mich in diesem Falle zur Beschreibung der Struktur der Vokallängen der Terminologie der antiken Versfüße nicht in metrischer Hinsicht – also nicht bezüglich der silbischen Struktur, die ja auch die Konsonanten einbezieht –, sondern eben ausschließlich hinsichtlich der Vokalstruktur bediene, so dass in dieser Terminologie ein Daktylus somit eine Abfolge von einem langen und zwei kurzen Vokalen ist und es nicht interessiert, ob die vorletzte Silbe geschlossen und damit positionslang ist oder nicht. Folglich ist im Rahmen dieser Terminologie *dēdiscit* ein Daktylus, der aufgrund der Positionslänge der Pänultima auf dieser nur mit einem Akut betont werden kann.<sup>52</sup>

In einem kurzen Exkurs<sup>53</sup> geht Blä. darauf ein, dass deutschen Muttersprachlern bestimmte Besonderheiten der lateinischen Aussprache wie die Doppelkonsonanzen oder die kurzvokalische Aussprache betonter Silben schwer falle. Dies

trifft zu und liegt im letztgenannten Falle daran, dass im Deutschen der Vokal einer betonten Silbe aufgrund des deutschen dynamischen Druckakzents, der ja ein Silbenakzent ist, immer gelängt wird. Das Phänomen trifft nicht nur, wie Blä. vermutet, bei jambischen Wörtern, sondern wegen der lautgesetzlichen Vokallängung aller betonten Silben des Deutschen allgemein auf. Viel schwerer für die lateinische Metrik wiegt indes, dass Deutsche in den allermeisten Fällen bei vokalisch anlautenden Wörtern des Lateinischen einen stimmlosen glottalen Plosiv [ʔ] sprechen, der völlig unlateinisch ist, also etwa „[ʔ] *arma uirumque canō Trōiae quī primus* [ʔ] *ab* [ʔ] *ōrīs*“.<sup>54</sup> Nichts zerstört die metrische Struktur lateinischer Dichtung mehr als die überaus häufige Hinzufügung dieses Glottisschlags zu Beginn aller vokalisch anlautenden Wörter, wodurch die Synepie im Versinneren regelrecht zerstückelt wird und der Vortrag eben ‚typisch deutsch‘ klingt.

Blä.'s Behauptung, ich sei „mit der Realität der lateinischen Akzentreglung in Konflikt“ gekommen,<sup>55</sup> ist irreführend. Ich habe vielmehr festgestellt, dass die überlieferte proparoxytonale Betonung von Wortformen wie *dōminī* oder *dōminō* anderen Regeln als die Betonung zweisilbiger Wörter folgt, da hier – wenn man einmal von Synkopierungen wie *dōmnī* und *dōmnō* absieht – mit der Betonung der viertletzten Vokalmore offensichtlich andere Regeln als bei den zweisilbigen Wörtern zugrundeliegen, bei denen ja nur die drittletzte Vokalmore den Hochton tragen kann. Ich habe dazu die Vermutung geäußert, dass dies möglicherweise einem älteren Akzentsystem geschuldet sein könnte, das zu dem des klassischen Lateins umgebaut ward.<sup>56</sup>

Den Beweis für seine Behauptung, dass bei PLAUTUS das phonetische Wort *inillō* trotz positionslanger Paenultima auf seiner drittletzten Silbe betont worden wäre,<sup>57</sup> bleibt Blä. schuldig. Aus der metrischen Struktur lassen sich keine Aussagen über die Akzentuierung der phonetischen Wörter gewinnen. Arsis und Thesis in lateinischen Versfüßen haben nichts mit dem Tonhöhenmorenakzent zu tun; erstere betreffen lediglich die Rhythmik,<sup>58</sup> letzterer die melodische Stimmführung.<sup>59</sup>

Ich halte fest, dass Blä. zu meinen Thesen bezüglich des graphischen Diphthongs <oi> / <oe> nichts Wesentliches ausführt und seine Argumentation bezüglich einer mutmaßlichen diphthongischen Aussprache der Schreibung <ae> in Rom und Latium zur Zeit des klassischen Lateins einer sprachwissenschaftlichen Prüfung nicht standhält. Sprachwissenschaftlich valide Belege für eine mutmaßliche diphthongische Aussprache von <ae> und <oe> wird man wohl auch nicht beibringen können. Der *Prōnūntiātus restitūtus* ist bezüglich seiner Aussprache von <ae> und <oe> unhistorisch und daher unhaltbar. Er bedarf einer grundlegenden Revision.

#### Anmerkungen:

- 1) Ich danke Herrn André Manuel Fischer (Lessing-Gymnasium in Frankfurt am Main) für das aufmerksame Gegenlesen dieser Treplik und einige Hinweise.
- 2) „Zur Aussprache, Schreibung und Betonung des Lateinischen: Weshalb der Pronuntiatu restitutus in einigen Punkten falsch ist“, in: *Forum Classicum* 1 (2016), S. 12-18 (fortan als Schönberger 2016 zitiert).
- 3) Jürgen Blänsdorf: „Ist der Pronuntiatu Restitutus falsch? Eine Entgegnung auf Axel Schönbergers Thesen“, in: *Forum Classicum* 3 (2016), S. 160-165.
- 4) Blä., *a. a. O.*, S. 160, linke Spalte.
- 5) Blä., *a. a. O.*, S. 160, linke Spalte.
- 6) Ich habe vielmehr wie folgt formuliert: „Im Altlatein standen die Schreibungen <ai>, <aei> und <ae> für einen im Regelfall zweimorigen Monophthong, der wohl teilweise als [e:], teilweise als [i:] gesprochen ward und vor Vokal gekürzt werden konnte. Der graphische Diphthong <oi> / <oe> bezeichnete wohl einen mit Lippenrundung artikulierten geschlossenen, zweimorigen Vorderzungenvokal [y:], der vor Vokal auch gekürzt werden konnte. Im Laufe der Zeit ging man freilich dazu über, immer mehr Wörter und Wortformen statt mit <oe> nach Art des ostgriechischen Einheitsalphabets mit <u> zu schreiben, das im Lateinischen bekanntlich sowohl für [u] / [u:] als auch für [y] / [y:] stand und eventuell sogar noch einen weiteren Laut bezeichnete.“ (Schönberger, *a. a. O.*, S. 12, rechte Spalte).
- 7) Siehe Harald Haamann: *Universalgeschichte der Schrift*, Frankfurt am Main; New York: Campus-Verlag, 21991, S. 282-289, insbesondere S. 286. Auch Wilhelm [Paul] Corssen: *Über Aussprache*,

*Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache*, erster Band, Teil I, Nachdruck Hildesheim; Zürich; New York: Olms, 2006, S. 5, spricht sich mit Bezug auf Mommsen gegen die These einer Übernahme des lateinischen Alphabets von den Etruskern aus und argumentiert, dass es sich aus dem Alphabet der Griechen aus Cumae und Sizilien entwickelt habe.

- 8) Blä., *a. a. O.*, S. 160, rechte Spalte.
- 9) Der Übergang von Schreibungen wie <QVOIRA> zu <CVRA>, <QVOIVS> zu <CVIVS> oder <QVOIEI> > <QVOI> zu <CVI> dürfte beispielsweise nicht einem Wandel der Aussprache, sondern lediglich einer Änderung der orthographischen Gewohnheiten geschuldet gewesen sein. Vgl. etwa Quint. inst. 1,7, 27: „illud nunc melius, quod ‚cui‘ tribus quas praeposui litteris enotamus, in quo pueris nobis ad pinguem sane sonum *qu* et *oi* utebantur, tantum ut ab illo ‚qui‘ distingueretur.“ (Da bekanntlich der Dativ Singular und der Nominativ Plural des Maskulinums des Relativpronomens gleich ausgesprochen wurden, versuchte man den Homonymenkonflikt zumindest orthographisch durch unterschiedliche Schreibungen beider Formen zu entschärfen; auch die modernere Schreibung <cui>, deren Einführung Quintilian erlebte, ist ja lautlich ebenso wie die Schreibung <qui> zu lesen.
- 10) Siehe etwa Eduard Schwyzer: *Griechische Grammatik auf der Grundlage von Karl Brugmanns griechischer Grammatik*, erster Band: *Allgemeiner Teil – Lautlehre – Wortbildung – Flexion*, München: Beck, 1939, S. 140.
- 11) Die nahöstliche Diskurstradition des Schreibens, zu der die phönizische Schrift zählt, geht wohl auf die erste Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zurück, hat also ihrerseits schon eine lange Geschichte, bevor es zur Übernahme des Alphabets durch die Griechen kommt. Falls sie anfangs eine rein phonetische Schrift gewesen sein sollte, so wäre jedenfalls zu Beginn des ersten Jahrtausends vor Christus, dem mutmaßlichen Zeitraum der Entstehung der urgriechischen Alphabete, nach einer bereits jahrhundertelangen Entwicklung von Sprache und Schrift keine völlige Übereinstimmung zwischen Laut und Schrift, sondern vielmehr eine Reihe orthographischer Besonderheiten zu erwarten, wie sie bei praktisch allen Sprachen anzutreffen sind, deren Verschriftung bereits mehrere Jahrhunderte zurückliegt. Siehe Haarmann, *a. a. O.*, S. 269-282; zum Abdo-Fragment, das vermutlich aus dem 17. oder 16. Jahrhundert v. Chr. stammt, S. 269.
- 12) Blä., *a. a. O.*, S.160, rechte Spalte.
- 13) Damstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 47-50.
- 14) Meiser, *a. a. O.*, S. 47; auch S. 49: „Das westgriechisch-etruskische und somit auch das lateinische Alphabet [...]“.
- 15) Vgl. Axel Schönberger: *Zur Behandlung der Akzentuierung des Altgriechischen in ausgewählten deutschen Darstellungen unter kritischer Betrachtung griechischer Quellen des ersten Jahrtausends nach Christus*, Frankfurt am Main: Valentia, 2016, S. 101-102. – Nur bei denjenigen graphischen Diphthongen, die mittels einer διέξοδος gesprochen wurden, waren beide Laute mit ihrem ursprünglichen Lautwert zu hören. Konventionsgemäß sprach man aber über Jahrhunderte auch in den Fällen der ἐπικράτεια und der κῶσις von Diphthongen, obwohl es sich an sich nicht um solche handelte. Griechisches αι/αε und οι/οε sind zudem ein Sonderfall, der aus der erwähnten Systematik herausfällt.
- 16) Blänsdorf *a. a. O.*, S. 160, rechte Spalte.
- 17) Ich zitiere Donats Definition des Metaplasmus: „*Metaplasmus est transformatio quaedam recti solutique sermonis in alteram speciem metri ornatusue causa.*“ (Axel Schönberger: *Die Ars maior des Aelius Donatus; lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung einer antiken Lateingrammatik des 4. Jahrhunderts für den fortgeschrittenen Anfängerunterricht*, Frankfurt am Main: Valentia, 2009, S. 144.)
- 18) Axel Schönberger: *Zur Lautlehre, Prosodie und Phonotaktik des Lateinischen gemäß der Beschreibung Priscians in: Millennium: Jahrbuch zu Kultur und Geschichte des 1. Jahrtausends n. Chr.* 11 (2014), S. 121-184, S. 154 (fortan als Schönberger 2014 zitiert). Ebendort wurden im Druck bei der zitierten Stelle von Scaurus die fraglichen Beispielwörter „*pictai uestis*“ und „*aulai medio*“ zu „*pictae uestis*“ und „*aulae medio*“ verändert.
- 19) Donat definiert sie wie folgt: „*Diaeresis est discissio syllabae unius in duas facta, ut ‚olli respondit rex Albai longai‘*“ (Schönberger 2014: 146).
- 20) Federico Biddau weist in seiner Ausgabe *Q. Terentii Scauri De orthographia: introduzione, testo critico, traduzione e commento*, Hildesheim: Weidmann, 2008 (Collectanea Grammatica Latina; 5), S. 131-132, darauf hin, dass auch andere Grammatiker diesen Sprachgebrauch Vergils als Metaplasmus, somit als „barbarismo metrico“ (S. 132), und insbesondere als Dihärese bezeichneten. Folglich belegt die Klassifizierung dieser beiden Vergilstellen als Metaplasmen lediglich, dass eine dihäretische Aussprache der Schreibung <ae> als *ai* eben nicht der normalen



lateinischen Aussprache entsprach, sondern nur einen gekünstelten dichterischen Sonderfall darstellte. (Auf die Ausführungen, die er auf den Seiten 130-131 zur orthographischen Tradition der alternativen Schreibungen <ai> und <ae> macht, einzugehen, würde hier zu weit führen.)

- 21) Jan-Wilhelm Beck: *Terentianus Maurus, De syllabis*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1993, S. 199.
- 22) Schönberger (2014: 147-154).
- 23) Siehe Schönberger (2014: 151).
- 24) Keil VI, 365, vv. 1326-1327; Schönberger (2014: 152).
- 25) Schönberger (2014: 153-154).
- 26) Schönberger (2014: 130-141).
- 27) Keil II, 37, 8 - 38, 20; dazu Schönberger (2014: 136-141).
- 28) Blä., *a. a. O.*, S. 164, Anm. 13.
- 29) Schönberger (2014: 146-141).
- 30) Blä., *a. a. O.*, S. 161, linke Spalte.
- 31) Blä., *a. a. O.*, S. 161, linke Spalte.
- 32) Quint. inst. I, 4, 7-17.
- 33) Blä., *a. a. O.*, S. 161, linke Spalte.
- 34) Schönberger (2014: 171-172, Anm. 134).
- 35) Quint. inst. I, 4, 17.
- 36) Schönberger (2016: 13, linke Spalte).
- 37) Blä., *a. a. O.*, S. 161, rechte Spalte.
- 38) Siehe dazu meine ausführliche Besprechung von „Reinhard Kiesler: Einführung in die Problematik des Vulgärlateins. Tübingen: Niemeyer, 2006 (Romanistische Arbeitshefte; 48), ISBN 3-484-54048-6, 136 S.“, in: *Lusorama* 81-82 (Mai 2010), S.221-246.
- 39) Blä., *a. a. O.*, S. 162, linke Spalte.
- 40) Blä., *a. a. O.*, S.162, linke Spalte.
- 41) Schönberger (2016:14, rechte Spalte).
- 42) Terentius Scaurus: „*Similiter peccant et qui nux et trux et ferox in novissimam litteram s dirigunt, cum alioqui duplex sufficiat, quae in se et s habet. item qui reprehensus cum aspiratione scribunt, cum eam prima positio non habeat, et similiter vehemens, cum a vi mentis dicatur.*“ (Keil VII, I 9, 13-16). Velius Longus: „*Et de H littera quaeritur, quae se [cum his] aut inseruit vocalibus aut praeposuit: inseruit, ut in his, vehemens reprehendit, cum elegantiores et vementem dicant et reprehendit secundum primam positionem: prendo enim dicimus, non prehendo.*“ (Keil VII, 68, 14-17).
- 43) Wilhelm [Paul] Corssen, *a. a. O.*, S. 15: „Die Umbreer schrieben namentlich in den jüngeren Sprachdenkmälern vielfach im Inlaute, fast niemals im Auslaute und in den Flexionsendungen, um die Länge der Vokale ā, ē, ī, ō, ū zu bezeichnen, das Vokalzeichen doppelt, und setzten dann zwischen die beiden Vokalbuchstaben ein etymologisch bedeutungsloses h [...]“.
- 44) Siehe etwa Tullio De Mauro zur sprachlichen Lage Italiens in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts: „In conclusione, negli anni dell'unificazione nazionale, gli italofoeni, lungi dal rappresentare la totalità dei cittadini italiani, erano poco più di seicentomila su una popolazione che aveva superato i 25 milioni di individui: a mala pena, dunque, il 2,5% della popolazione, cioè una percentuale di poco superiore a quella di coloro che allora e poi nelle statistiche ufficiali venivano designati come ‚alloglotti.‘“ (Tullio De Mauro: *Storia linguistica dell'Italia unita*, Bari: Laterza, 1983, S. 43.)

**Wir nehmen  
Ihnen den  
Druck ab**



**Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau  
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19  
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de**

- 45) So Blä., *a. a. O.*, S. 162, linke Spalte.
- 46) Blä., *a. a. O.*, S. 162, rechte Spalte.
- 47) Meine von Blä. als „barsch“ empfundene Kritik an Manu Leumanns Regel lautet wie folgt: „Die Morenstruktur der drei Beispielwörter hat Manu Leumann durchaus richtig erfasst, obgleich konventionsgemäß an sich *amīcus* zu schreiben gewesen wäre. Ihm ist aber offenbar entgangen, dass seine Regel nicht alle Fälle abdeckt, da im Falle von Akzentuierungen wie *āris* (*aāriis*) oder *Rōmā* (*Roómāa*, – im Unterschied zu den Nominativformen *āra* und *Rōma* – der Akzent nicht auf der zweiten, sondern auf der ersten More vor der Schlussilbe steht, was auch für entsprechende drei- oder mehrsilbige Wörter wie *Athēnae* (*Atheénāe*) oder *Rōmānī* (*Roomānīi*) gilt.“ (Axel Schönberger: *Priscians Darstellung des silbisch gebundenen Tonhöhenmorenakzents des Lateinischen: lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung des Buches über den lateinischen Akzent*, Frankfurt am Main: Valentia, 2010 (fortan als Schönberger 2010 angeführt), S. 176-177; ders.: „Zum silbisch gebundenen Tonhöhenmorenakzent des klassischen Lateins“, in: Beatrice Nickel (Hrsg.): *Die Poesie und die Künste als inszenierte Kommunikation: Festschrift für Reinhard Krüger zum 60. Geburtstag*, Tübingen: Stauffenburg, 2011, S. 311-337.)
- 48) Bezüglich einer möglichen Berücksichtigung des Tonhöhenmorenakzents in der Sprachpraxis des Schulunterrichts habe ich am Ende meiner knappen Ausführungen im *Forum Classicum* wie folgt formuliert: „[...] brauchen allerdings heutzutage wohl nur Schüler zu wissen, die sich etwa in der Oberstufe tiefergehend für das Lateinische interessieren. Für den Anfängerunterricht in der Sexta, Quinta oder Quarta wäre eine Einführung in die dem Deutschen fremde Betonungsart des Lateinischen wohl doch zu schwierig.“ (Schönberger 2016: 17).
- 49) Blä., *a. a. O.*, S.163, linke Spalte.
- 50) Blä., *a. a. O.*, S.163, linke Spalte.
- 51) Schönberger (2010: 158-160).
- 52) Metrisch wäre es nach meiner Definition übrigens kein Antibacchius, den Blä. bei diesem Wort vermutlich ansetzen würde, sondern ein Molossus, da ich im Lateinischen geschlossene Silben auch dann, wenn nur ein Konsonant auf einen Vokal folgt, als metrisch lang definiere. Die herkömmliche Definition, dass eine Silbe dann positionslang sei, wenn auf ihren Vokal mindestens zwei Konsonanten folgen, beschreibt im Grunde nichts anderes. Durch die Berücksichtigung der lateinischen Synepie, also des Vorkommens phonetischer Wörter, ist es indes möglich, das von den antiken Grammatikern mit vielen aufwendigen Regeln beschriebene System viel einfacher zu fassen und als Regel zu postulieren, dass eine Silbe in metrischer Hinsicht dann und nur dann kurz ist, wenn sie im konkreten Kontext kurzvokalisch und offen gesprochen wird. Sagt man etwa *hoc-dē-dis-ci-til-le*, so wird die letzte, kurzvokalische Silbe von *dēdiscit* offen gesprochen und ist damit metrisch kurz. Antwortet man auf ein *dēdiscitne hoc?* mit einfachem *dēdiscit*, so ist die letzte Silbe geschlossen und damit metrisch lang.
- 53) Blä., *a. a. O.*, S. 163, linke Spalte.
- 54) Ein weiterer Aussprachefehler der Deutschen liegt dabei meist in langvokalisch gesprochenem „*Trōiaē*“ anstelle von korrektem kurzvokalischen „*Trōiāe*“, wie es beispielsweise Cicero sprach.
- 55) Blä., *a. a. O.*, S. 163, linke Spalte.
- 56) Bekanntlich wurden im Lateinischen in vorklassischer Zeit ja auch viele Vokale synkopiert, die nach den Akzentregeln des klassischen Lateins an sich den Akzent getragen hätten. Dass betonte Vokale nicht synkopiert werden können, dürfte außer Frage stehen. Zur Erklärung derartiger Synkopierungen wäre der Ansatz eines Akzentuierungssystems, das wie etwa im Sanskrit bei kurzvokalischer Paenultima und Antepaenultima auch die viertletzte Silbe eines jeden Wortes betonen konnte, ausreichend; dies sieht auch Blä. so. (Blä., *a. a. O.*, S. 162, rechte Spalte).
- 57) Blä., *a. a. O.*, S. 163, rechte Spalte.
- 58) Siehe etwa Wilfried Stroh: „Arsis und Thesis oder: wie hat man lateinische Verse gesprochen?“, in: Michael von Albrecht / Werner Schubert (Hrsg.): *Musik und Dichtung: neue Forschungsbeiträge; Viktor Pöschl zum 80. Geburtstag gewidmet*, Frankfurt am Main; Bern; New York; Paris: Lang, 1990 (Quellen und Studien zur Musikgeschichte von der Antike bis in die Gegenwart; Bd. 23), S. 87-116; so auch André Manuel Fischer (*Scriptōrēs Latīnī dē metrīs Horātianīs: zur Darstellung horazischer Versmaße bei lateinischen Metrikern*, in: Cornelia Döll et al. (Hrsg.): *De arte grammatica: Festschrift für Eberhard Gärtner zu seinem 65. Geburtstag*, Frankfurt am Main: Valentia, 2010, S. 113-183, S. 114, Anm. 5).
- 59) Siehe auch Jens Chobotský: „Die Geschichte des lateinischen Akzents: ein neuer ‚alter‘ Ansatz zur diachronen Beschreibung des lateinischen Betonungssystems“, in: *Lusorama* 85-86 (Mai 2011), S. 137-257, insbesondere S. 201-203 zu Vergil.

AXEL SCHÖNBERGER